Kriegsende und Vertreibung aus dem Sudetenland

Kein Lebenszeichen von Vater

Von Mutter erfuhr ich nun, daß von Vater seit Januar jedes Lebenszeichen fehle. Jeder Tag, den wir länger warteten, erhöhte die Ungewißheit. Wir trösteten uns zwar damit, daß seine Briefe vielleicht verloren gegangen seien, weil die tschechische Post sie nicht befördert habe, aber das nahm uns nicht die Ungewißheit. Die mußten wir noch fast ein Jahr lang aushalten. Dann erhielten wir seinen ersten Brief aus Dachau. Den Brief habe ich noch heute; den haben wir in die Vertreibung mitgenommen. Da sind noch die Tränen drauf, die wir damals in unserem Haus in Kösteldorf weinten. Dorthin hatte Vater nicht mehr zurückkehren können.

Es war nicht nur ruhig, als ich in Kösteldorf ankam. Es blieb auch so in den Wochen danach. Die Tschechen hatten so viel mit der Vertreibung der Deutschen unten in den Städten zu tun, daß sie im Mai und Juni noch nicht bis Kösteldorf kamen.

Daß wir in dieser Zeit so gut über die Runden kamen, lag auch daran, daß wir in unserem Dorf so „gemeinschaftlich“ waren. Es gab zwar hauptsächlich zwei gegenseitige Lager, aber die konnten sich aufeinander verlassen. Beide Gruppen waren etwa gleich arm oder reich. Alle hatten ein eigenes Haus. Da lagen das Wohnzimmer und der Ziegenstall oft nicht weit auseinander. Auch politisch war die Zuordnung danach leicht. Die, die nur eine Ziege hatten, waren „Kommunisten“, die „Kuhbauern“ waren die „Faschisten“. Das bedeutete natürlich überhaupt nicht, daß irgendeiner von denen etwas mit dem ideologischen Führerwillen zu tun gehabt hätte. Josef Pöselt, der während der Hitlerzeit Bürgermeister gewesen war, wurde abgelöst, blieb aber unbehelligt. Als einer der ersten kam er im April 1946 in einem Vertriebenentransport nach Kassel.

Einer, der bis 1938 Sozialdemokrat gewesen war, jetzt natürlich als Antifaschist auftreten konnte, wurde vom Chodauer Národní Výbor zum Bürgermeister ernannt. Das war Josef Neudert, der sein Haus in der Nähe des Gasthauses Zur schönen Aussicht hatte. Er konnte nicht verhindern, daß noch im Mai vier Männer eingesperrt wurden, die man als Vertreter des verflossenen Regimes hätte bezeichnen können.

Zu ihnen gehörte der Wirt unseres Gasthauses. Dem wurde vorgeworfen, daß er die Räumlichkeit für Parteiversammlungen hergegeben habe. Ein armer Kerl war der Mann von der Nationalsozialistischen Volksfürsorge (NSV), der für das Winterhilfswerk gesammelt hatte, also eigentlich Leiter einer sozialen Einrichtung war. Der Dritte war der HJ-Führer und der vierte ein SS-Mann.

Von diesen vier Männern wußte unser antifaschistischer Bürgermeister aus persönlicher Kenntnis, daß sie im Sinne einer rechtlichen Anklage unschuldig waren. Genau so gut wußte er, daß sie im Mai und Juni in einem tschechischen Gefängnis in Lebensgefahr schwebten. Es war nun die Qualität unserer Dorfgemeinschaft, daß Bürgermeister Neudert sich nicht über den

letzteren Umstand freute, sondern sich für die vier Kösteldorfer „Nazis“ einsetzte, um sie freizubekommen. Leider gelang ihm das nicht.

Bereits im Juli 1945 wurde er von einem 60jährigen Prager Tschechen abgelöst. Dessen Namen habe ich leider vergessen. Eigentlich wäre er es wert gewesen, daß man ihn sich merkt; denn mit ihm hatten wir Kösteldorfer in gewisser Weise Glück. Er führte ein verhältnismäßig mildes Regime, das heißt er traktierte die Leute nicht und ließ sie nicht schlagen, was in anderen Dörfern, wie uns berichtet wurde, durchaus vorkam.

Der HJ-Führer Franz Lill und der NSV-Leiter Alois Pöselt, der Vater des oben erwähnten Bürgermeisters, kamen Anfang 1946 wieder frei und gingen noch im selben Jahr mit in die Vertreibung. Der SS-Mann Oswald Lenhardt überlebte die Internierung, kam 1949 frei und siedelte 1950 aus. Der Gastwirt Ullmann blieb in Kösteldorf, weil sein Sohn Facharbeiter in der Wollkämmerei in Neudek war und zu denen gehörte, die in den ersten Nachkriegsjahren von den Tschechen für unabkömmlich erklärt worden waren.

Darüber hinaus hatte der Umsturz am 8. Mai unser Dorf noch nicht mit der Wucht erreicht, von der Nachrichten aus dem Inneren der Tschechei her nur verhalten zu uns drangen. Dennoch war auf unserem Hof nichts mehr wie vorher. Nicht nur, weil Vater fehlte. Wir waren mit den drei Flüchtlingen sogar zwei Leute mehr. Bei dem kleinen Anwesen, das wir unser Eigen nannten, wirkte sich das sofort auf die Wohnverhältnisse aus.

Flüchtlinge in meinem Zimmer

Die Flüchtlinge wohnten in meinem Zimmer, und ich mußte mit meinem Bruder in die gute Stube ausweichen. Sie war meist ungenutzt. Es lag also nahe, sie in Zeiten der Not zu belegen. Wir nahmen die Einschränkung gern in Kauf. Dabei dachten wir, daß es uns im Vergleich zu unseren unfreiwilligen Gästen noch vergleichsweise gut ging.

Sie waren im März aus der Gegend um Glaserhau im Hauerland in der Mittelslowakei gekommen. Dort waren schon im Sommer 1944 beim Partisanenaufstand viele Deutsche erschlagen worden, in Glaserau alle Männer. Josef – an diesen Vornamen erinnere ich mich noch, während ich den Familiennamen vergessen habe – hatte nur überlebt, weil es seiner Frau, die selbst Slowakin war, gelungen war, ihn zu verstecken. Dabei hatte eine Rolle gespielt, daß sie außer Deutsch und Slowakisch auch noch etwas Ungarisch und Russisch sprach.

Unser Kalb und vier Russen

Daß sie dies wirklich einsetzen konnte, erlebten wir, als einmal Russen auf unseren Hof kamen. Damals hat sie mir wahrscheinlich das Leben gerettet. Auf einem Panzerwagen kamen vier russische Soldaten. Sie waren offenbar gewohnt, sich als Besatzer aus den Häusern das zu holen, was ihnen gefiel. In unserem Haus richtete sich ihre Begierde auf unser Kalb, das einzige Kalb, das wir noch hatten.

Erst später, wie heute natürlich im Rückblick, wurde mir klar, wie wenig ich damals begriffen hatte, in welcher Situation wir Deutschen uns befanden. Ich glaubte tatsächlich, die vier bewaffneten Russen daran hindern zu können, das Kalb mitzunehmen. Um mir wenigstens annähernd Waffengleichheit zu verschaffen, rannte ich in die Küche und wollte mir Mutters großes Küchenmesser holen. Die Flüchtlingsfrau hielt mich zurück, als ich mich auf die Russen stürzen wollte. Sie konnte sie beschwichtigen, weil sie sie in ihrer Sprache ansprach. Sie zogen mit unserem Kalb fluchend ab – wohl irritiert. Ich kochte vor Zorn.

Die Deutschen aus der Slowakei blieben noch bis in den Herbst hinein bei uns am Hof. Ich erinnere das so genau, weil sie zur Kartoffelernte da waren. Ihre Abreise zurück in die Slowakei muß wiederum vor dem 28. Oktober gelegen haben, weil sie große Umstände mit der Rückreise hatten. Der nächste Bahnhof, von dem sie hätten abreisen sollen und ihre Kisten und Säcke hätten aufgeben können, wäre Chodau gewesen. Als sie dort ihre Reise nach Osten beginnen wollten, stellte sich heraus, daß von diesem Bahnhof in der amerikanischen Zone eine Reise so weit nach Osten in die sowjetische Hoheitszone für Zivilisten nicht möglich war. Das Gepäck und die Personen aus Kösteldorf, das ja im Gegensatz zu Chodau schon im sowjetischen Zonenbereich der ČSR lag, mußten ihre Reise auf einem Bahnhof dieser Zone beginnen. Der war für sie in Neudeck. Sie – beziehungsweise wir – mußten ihre Sachen wieder von Chodau herauf nach Neudeck schaffen, damit sie von dort die Heimreise ins Karpatenland antreten konnten.

Über ein Jahrzehnt später erfuhren wir, daß sie tatsächlich dort angekommen waren, aber nur, um sich in einen Vertriebenentransport aus ihrer Heimat einreihen zu müssen. Der brachte sie in die Sowjetische Besatzungszone (SBZ). Nur durch Zufall wurde uns dieser Teil ihres Schicksals Anfang der 1960er Jahre bekannt, als Zonenflüchtlinge an die Bergstraße kamen. Die kannten sie zufällig und konnten uns das berichten.

Damals – 1945 in Kösteldorf – fand ich bald weitere Möglichkeiten, mich zu wundern. Zum Beispiel über die Änderungen, die eingeführt wurden, als am 28. Oktober 1945 die Tschechoslowakei ein freier Staat wurde. Bis dahin war das Land von den Russen und ein kleiner westlicher Teil um das Egerland von den Amerikanern besetzt.

Für die Nachwelt und faktisch für uns damals war interessant, daß die Demarkationslinie zwischen den beiden Besatzungszonen in unserer Gegend vor Kösteldorf verlief. Das Gebiet der Amerikaner reichte bis Chodau. Kösteldorf war schon russisch und Neudeck war bereits ein Stützpunkt der Russen in unserer Gegend.

Tschechen kommen, Deutsche fliehen

Die tschechische Obrigkeit war natürlich schon da, bevor die Russen gingen. Dann aber bekamen wir sie erst richtig zu spüren. Alle mußten wir eine „Legitimaze“, einen Ausweis, haben. Außerdem mußten alle Deutschen eine weiße Armbinde mit einem N drauf tragen. Schließlich ordneten sie an, was wir abgeben mußten. Von mir gehörten dazu mein Fahrrad und meine Geige. Ich mußte beides auf die Gemeinde bringen.

Im Frühjahr 1946 kamen die ersten Fremden ins Dorf und sahen sich die Häuser an. Viel gab es für sie nicht zu sehen; denn bei uns gab es – wie eingangs bemerkt – keine großen Gehöfte. Das größte war immer noch ein „Sachl“, in dem sich der, der davon leben wollte, plagen mußte. Da gab es schon in Dotterwies und erst recht unten bei Chodau einladendere Anwesen.

War das Auge eines Tschechen auf das Haus eines Deutschen gefallen, hatte der meist nichts zu lachen. Er mußte raus aus seinem Haus und in ein anderes. Und er durfte von seinen Sachen fast nichts mitnehmen. Aus seiner dann natürlich miesen Behausung konnte er ansehen, wie es sich der Tscheche in seinem ehemaligen Eigentum wohlgehen ließ. Ich erinnere mich an den Förster Matschak im Kösteldorfer Forsthaus. Den kannte ich recht gut, weil ich ihn auch mit unserem Honig versorgt hatte. Außerdem arbeitete mein Onkel Rudolf als Heger bei ihm. Und mit dem war ich schon als Junge oft durch den Wald gestreift. Bei ihm hatte ich meine Liebe für das Forstwesen entdeckt.

Niemand flieht freiwillig in die SBZ

Kurzum, über meinen Onkel war ich unserem Kösteldorfer Förster besonders verbunden. Deshalb verfolgte ich mit spezieller Anteilnahme, wie Förster Matschak im Feber 1946 sein Forstamt verlassen mußte. Rausgejagt wurde er samt seiner Frau und seinem kleinen Kind.

Auf engem Raum mit anderen Deutschen saß er dann in einem weniger begehrten Haus und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Es kam die Aussiedlung, was für uns damals keineswegs ausgemacht war. Die Vertreibung – schon gar eine auf Dauer – war einfach zu unglaublich.

Im Falle von Förster Matschak ging es sicher nicht nur ums Haus, sondern der Tscheche wollte auch das Amt. Um an beides zu gelangen und einen Deutschen zu schädigen, mußte ein Tscheche nur dessen Besitz beanspruchen.

Onkel Rudolf war von irgendwelchen landsmannschaftlichen Zugehörigkeiten im Forstamt deshalb weniger betroffen, weil er neben der Hegerei immer schon seine kleine Landwirtschaft betrieben hatte, die etwas außerhalb von Kösteldorf im Kofl lag. Als sein Vorgesetzter, Förster Matschak, aus seiner Försterei gewiesen wurde, war mein Onkel schon nicht mehr da. Aus Gründen, die ich heute schon nicht mehr weiß, hatte er sich mit seiner Frau Maria und seinem Sohn auf die Flucht über die Grenze begeben.

An dieser Stelle ist vielleicht interessant zu erwähnen, daß sie wie alle Kösteldorfer Flüchtlinge über die Grenze bei Eger in die amerikanische Zone gegangen sind. Niemand flüchtete freiwillig in die SBZ. Ohne diese eindeutige Aussage einzuschränken, erwähne ich an dieser Stelle jedoch, daß es eine Gruppe Kösteldorfer gab, die schon im Frühjahr 1946 in gewisser Weise freiwillig in die SBZ ausgesiedelt sind.

Das waren einige Antifaschisten, die sich bei allem Fürchterlichen, was man von den Russen gehört hatte, einen starken Glauben an den Sozialismus bewahrt hatten und wohl hofften, der Sozialismus werde sich nun im neuen Deutschland unter sowjetischer Herrschaft verwirklichen lassen. Das waren Hoffnungen, die sich für einige sicher nicht erfüllt haben.

Insgesamt drängten jedoch Tschechen aus dem Landesinneren nur mäßig in unser Dorf, zumindest so lange wir Sudetendeutschen noch da waren. Wir konnten das ziemlich lange beobachten; denn wir – meine Mutter, mein Bruder und meine Großmutter Anna Pecher – verließen Kösteldorf erst mit dem siebten und letzten Vertriebenentransport im Oktober 1946.

Ich weiß aber aus mehrfach bestätigter Information, daß sich die Kösteldorfer Häuser auch nach unserem Weggang nie ganz füllten. Viele blieben nach der Plünderung dem Leerstand überlassen und verfielen nach und nach.

Die Erklärung, weshalb so wenig Tschechen den Weg in unser Kösteldorf fanden, ist leicht. Die Mühe, unser karges Land zu bewirtschaften, war ihnen einfach zu groß. Unser Dorf war vom Unterland von Chodau her gesehen das erste im Gebirge. Wir lagen schon 500 Meter hoch. Weizen gedieh schlecht. Als Getreide mußten wir Roggen anbauen, Hafer vor allem als Futter. Gut gediehen bei entsprechender Mühe Kartoffeln. Aber auch da mußte man sich mühen. In diesem Grenzbereich vor allem bäuerlicher Existenz hatten die Generationen vor uns über die Jahrhunderte in Kösteldorf gelebt und gewirtschaftet.

Während und nach unserer Vertreibung fanden sich nie genug Tschechen, um unser Land zu besiedeln und unsere Häuser zu füllen. Daran hat sich bis heute nichts geändert. Für den Besucher von heute, der über unser damaliges Kösteldorf nicht informiert ist, wird das nur deshalb nicht so sichtbar, weil viele Häuser abgerissen sind.

Als Schmuggler unterwegs

Im Winter 1945/46 zeichnete sich immer mehr ab, daß wir von der Vertreibung betroffen werden könnten. Gerüchte schienen sich zu bestätigen, daß die Tschechen schon viele Deutsche beispielsweise aus Komotau und Karlsbad unter entwürdigenden Ausschreitungen verjagt hatten. Am quälendsten war die Ungewißheit, weil wir nie wußten, ob eine Nachricht wahr oder nur Gerücht war. Es gab für uns keine Zeitungen und kein Radio. Und die Post durften wir Deutsche lange nicht benutzen. Für uns steigerte sich die Ungewißheit noch, da wir immer noch nichts von Vater gehört hatten.

In diese Ungewißheit hinein unterließen wir dennoch nicht, für die Zukunft zu planen. Dazu gehörte auch die Schmuggelaktion, an der ich mich nach Beratung mit meiner Mutter beteiligte. Wir wollten Sachen, die wir für wichtig hielten, über die Grenze schaffen. Dazu gehörte vor allem Kleidung. Leider war die Grenze, an der wir interessiert waren, weiter weg als die, die uns als nächste benachbart war. Die wäre von uns aus über Platten nach Georgensstadt in Sachsen leichter erreichbar gewesen, hätte aber in die Sowjetzone geführt. Dorthin zog es uns nicht. Es gab zwar wenig verläßliche Nachrichten, aber da waren wir verbliebenen Kösteldorfer weitgehend alle einig: In die Sowjetzone wollten wir nicht.

Verschiedene Leute im Dorf hatten deshalb schon versucht, Sachen in die amerikanische Zone zu bringen. Die lag nach dem Abzug der Amerikaner aus dem westlichen Egerland im Oktober 1945 noch jenseits von Eger in Bayern. Dorthin brachten Kösteldorfer in Schmuggelaktionen ihnen wertvoll erscheinende Waren. Zu denen, die wir kannten, gehörten Emma, deren Familienname ich nach so langer Zeit vergessen habe, und Anna Hassmann (oder so ähnlich). Ich erinnere mich aber, daß sie beide in der alten Wehrmühle wohnten, die versteckt im Wald zwischen Kösteldorf und Pechgrün lag. Sie waren beide älter als ich und erlaubten, daß ich mich ihnen bei einem solchen Unternehmen anschloß. Wie ich oben schon vermerkte, ging es um Kleidung. Deren Schmuggel konnte weniger risikoreich gestaltet werden, weil man die Einzelstücke übereinanderziehen und den sichtbaren Gepäcktransport vermeiden konnte.

Mit oder ohne Armbinde: beides ist gefährlich

Dennoch blieb ein solcher Gang risikoreich. Wir mußten zumindest über Chodau bis Eger die öffentlichen Straßen benutzen und durften außerdem die Armbinden nicht tragen, was ja wiederholte Kontrollen provoziert hätte. Ohne Armbinde erwischt zu werden, war wiederum für uns gefährlich, weil wir zu wenig Tschechisch konnten, um uns als Tschechen auszugeben. Es war also so oder so risikoreich. Damals wagten wir es aber. Wie sinnvoll das war – diese Frage zu stellen, ist heute müßig.

An dieser Stelle sei erwähnt, daß etwa um diese Zeit – Januar 1946 – auch mein Onkel Rudolf auf diesem Weg mit seiner Familie in den Westen geflüchtet ist. Im letzten Kapitel habe ich das erwähnt. Wie er das mit dem Gepäck gemacht hat und ob er vor oder nach meiner Schmuggelaktion diesen Schritt gewagt hat, vermag ich leider aus der Erinnerung nicht mehr zu sagen.

Auch das genaue Datum weiß ich nicht mehr. Es war ein kalter Wintertag im Januar 1946. Wir liefen stundenlang bis Eger. Glücklicherweise kümmerte sich niemand um uns. Ich weiß noch, wie wir durch Eger gingen. Hinter der Stadt benutzten wir Feldwege. An der Grenze mußten wir einige Stunden im Dickicht liegen, bis die tschechischen Grenzer weg waren. Wir konnten dann problemlos passieren.

Von Schirnding bis Marktredwitz konnten wir dann sogar den Zug benutzen. Dort haben wir uns am Bahnhof das Schmuggelgut ausgezogen. Ich konnte Hosen und Jacken von Vater und meine Försterjacke bei den Leuten in Marktredwitz hinterlegen, die Emma und Anna schon kannten. Sie schickten die Sachen weiter nach Crailsheim zu „Treuhändern“, das heißt Verwandten oder Bekannten, bei denen wir sie dann 1947 irgendwann abgeholt haben. Wir haben tatsächlich alles bekommen, was ich hinterlegt hatte. Es gab also in dieser schmerzlichen Notphase unseres Volkes ehrliche Menschen.

Als wir damals im Januar 1946 in Marktredwitz umkehrten, hatten wir andere akute Probleme vor Augen. Wir mußten über die von beiden Seiten bewachte Grenze zurück. Das wurde natürlich durch den Schnee, in dem wir Spuren hinterließen, nicht erleichtert. Außerdem waren wir nicht mehr so warm gekleidet wie auf dem Hinweg. Wir schafften aber auch den Rückweg, ohne gefaßt zu werden. Glücklich schloß ich meine Mutter in die Arme, als ich in Kösteldorf ins Haus zurückkam. Sie hatte um mich gebangt, so lange ich weg war. Drei Tage hatte der Schmuggelgang gedauert.

In all den Wochen und Monaten nach Kriegsende harrten wir auf eine Nachricht von Vater. Schließlich wurde es schon ein Jahr. Der erste Brief erreichte uns im Juni 1946. Da war die Vertreibung auch in Kösteldorf schon in vollem Gange. Sein Brief war für uns wie eine Erlösung. Er enthielt zwar auch die Nachricht, daß er in Dachau in Gefangenschaft war. Aber er lebte wenigstens und hatte keine Kriegsverletzung.

Danach erhielten wir keine Briefe mehr von ihm in die Heimat, obwohl er weiterhin solche an uns richtete, wie wir später von ihm erfuhren. Daß uns der eine erreicht hatte, war also eine glücklich Fügung. Wir konnten leider nicht zurückschreiben, weil die Benutzung der Post für uns Deutsche verboten war.

Am 19. Oktober kamen wir dann selbst mit dem letzten Transport in die Aussiedlung. Für unser Dorf war das Vertreibungslager in Neusattl zuständig. Von dort waren ab April 1946 Kösteldorfer bereits in mehreren Transporten ausgesiedelt worden. Der erste ging am 1. April nach Kassel in Nordhessen. Weitere folgten in die spätere „DDR“, nach Aschaffenburg, Wiesau, Landshut, Regensburg, Berchtesgaden, Reichenbach, Sulzbach-Rosenberg und schließlich eben wir nach Sprendlingen in Südhessen.

Um dorthin zu gelangen, mußte unser langer Güterzug aus Neusattl wahrlich einen Hindernislauf vollführen. Wir waren keine leichte Fracht, immerhin rund 1200 Vertriebene in 40 Waggons zu je 30 Menschen. Heute würde man sagen, wir waren alle Sozialfälle. Deshalb waren wir auch damals eine schwere Fracht.

Um ausgeladen zu werden, war aber nicht das Kriterium, ob eine Gemeinde Geld hatte. Das war ohnehin weitgehend wertlos. Entscheidend war verfügbarer Wohnraum. Der war im zerstörten Deutschland rar wie nie in den Jahrhunderten zuvor. Heute wissen wir, daß unser Transport zu den letzten überhaupt gehörte. Dann sagten die Amerikaner nämlich „Stop!“.